

88]

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Das Schlittenfest.

Der Winter hatte der Steig sein schweres Schneekleid umgelegt. Hart und ohne vorher lang zu warnen, war er mit Sturm und Flocken durch die Windluke von Dreihäusern hereingezogen, er hatte dem Elfbauer nicht einmal Zeit gelassen, seinen letzten Kartoffelacker am Sohrenweg mit Weizen zu bestellen. Weinade zur Hälfte hatte der Saumselige ihn noch umgeackert, nun stand der Pflug schon in die zweite Woche verloren und verschnitt wie ein erstarrter, verschwundener Sommertraum auf dem weißen, öden Felde. Der mühtigste aller Steigerbauern trat in diesen Tagen, die Hände in die dicken Fausthandschuhe gesteckt, fast jede halbe Stunde unters Scheunentörchen und konnte es immer noch nicht glauben, daß es Winter sei. Er schimpfte auf die Weltordnung, die nicht mehr so viel taue, als ein Sieb voll Häderling. Das nächste Jahr werde er seine Kartoffeln schon zur Blütezeit ausgraben, damit er dann die Winterfaat rechtzeitig in den Boden bringe.

Auch dem alten Wagnerjochem war der Winter diesmal zu früh gekommen. Nur um einen einzigen Tag. Er hatte noch ein allerletztes Mal in der Dimpergruine nach den versteckten Kostbarkeiten suchen wollen; denn im Frühjahr, das wußte er schon, blühten die roten Schlüsselblumen im Hausgarten nicht mehr für ihn. Nun sah er hüstelnd auf der Ofenbank und ergab sich mit leisem Bögern in sein Schicksal. Er konnte nicht ganz davon schweigen. Wenn sein Nachbar, der SchneiderENZ, mit dem jetzt auch nicht mehr viel los war, etwa zu einem Plauderstündchen herüberkam, beschloß Jochem fast jede seiner Reden mit der Bemerkung, daß so etwas denn doch für einen Menschen sehr ärgerlich sei. Denn er wisse genau, sobald er die Augen zugetan habe, komme auf dem Dimperg mehr an den Tag, als man jetzt glaube. ENZ pflegte ihm jeweilen mit der ruhigen Ueberlegenheit des Philosophen Trost zuzusprechen. „Es ist noch keinem Sterblichen alles bis ins kleinste Detail hinein gelungen,“ sagte er. „Was hätte zum Beispiel aus mir werden können, wenn die Nixe meinen Schwung verstanden, und wenn sie mir die Modelle nicht verschachert hätte? Das hat meinen Geist gewissermaßen lahmgelagt. Die Möglichkeit war ursprünglich vorhanden, daß man den Namen JakobENZ einmal in den Zeitungen lesen würde. Wui.“

Es gab aber auf der Steig auch Leute genug, denen der Winter weder zu früh noch zu spät kam und die nichts lieber sahen, als wie sich alle Straßen und Wege gemacht in blanke Schlittbahnen verwandelten. Es hatte hintereinander mehrere sogenannte Graswinter gegeben, das junge Volk war nicht einmal zu einem richtigen Schlittenabend gekommen.

Nun redete es sich bereits im Dorfe herum, es flüsterte in den Klüchen und Stuben und wo zwei Mädchen zusammen waren, sprachen sie kaum von etwas anderem, als vom Schlittenfest, und daß wahrscheinlich schon der nächste Sonntag dazu auserwählt sei. Der Steinli-Christian habe bereits den großen Brückenschlitten aufgemacht, der schon bei manchem Schlittenabend gedient und der sich immer herrlich bewährt hatte.

Auch an den Mittagsfeuern in den Holzschlägen wurde die Sache eifrig besprochen. Man dürfe die Gelegenheit nicht verpassen, denn mit dem Mondwechsel könnte ganz leicht ein Umschlag in der Witterung eintreten, es sei oft vorgekommen, daß sich der Winter, wenn er es allzu scharf gemacht, plötzlich den Kopf eingerannt habe.

So war allerseits viel Erwartung und guter Wille. Es hieß sogar, man wolle diesmal mit zwei Schlitten fahren und es dürfe von der Jungmannschaft im Dorfe keiner fehlen, weder Burschen noch Mädchen, der nicht nachher als hochmütig oder als Querkopf beschrien sein wolle.

Am Sonntagnachmittag gingen nach altem Brauch zwei ledige Burschen von einem Haus zum andern, um zur Schlittenfahrt geziemend einzuladen. Da man gewöhnlich dem ältesten und dem jüngsten diese Arbeit zu überbinden pflegt, so kamen diesmal Heierli Steiner und der Maitli-

Christoffel an die Reihe. Christoffel hatte einen großen Stolz, als Lediger mitgezählt zu werden und ernsthaft in Betracht zu kommen. „Ich bin es auch,“ bestätigte er mir mit Bemugnung, während er sich zu seinem Dienst rüstete. „Leider...“ fügte er allerdings nach einer Weile etwas kleinlaut hinzu.

Die beiden Boten entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer gewissen Würde und Gemessenheit. Christoffel belehrte seinen jungen Kollegen fortwährend, man dürfe nicht schon beim Einladen dumm tun, das ziehe bei den Alten nicht. Es sei dann noch früh genug zum Späßen, wenn man neben den Mädchen auf dem Schlitten sitze.

Auch im Steinernen Platz sprachen die Umsager vor, während man eben beim Abendessen saß, und sagten pflichtgemäß ihren Spruch auf. Das heißt, Christoffel besorgte dies letztere allein, der hübsche Steiner-Heierli mußte nur als Anstandsperion mitwirken, sozusagen als Verzierung der Idee, wie Christoffel sagte. Er führte mit einer gewissen Eindringlichkeit aus, daß man allgemein annehme, es werde der Junger Margritte nicht zu wenig sein. Das Idell Meister komme, die Kehlhofer-Frida komme, Gemeinderat Gerbers Emilie komme, alle vier Rinspergermädchen, und auch die aus dem Gräbenriet hätten zugesagt, obgleich sie wegen des gestorbenen Großvaters noch ein wenig im Leid wären.

Wie am Schnürchen leierte Christoffel die Namen herunter in dem Bewußtsein, einer guten Sache treu zu dienen. Es sei weder zu kalt noch zu warm, und eine Schlittenbahn wie die jetzige habe man auf der Waldstraße seit rund zweihundert Jahren nicht gehabt.

Der Presi sagte lachend, so einem Umsager werde man keinen Korb geben dürfen; und dabei blieb es auch.

Ich sah den Abend mit einer starken Aufregung heraufkommen. Seit jenem Sonntag, da mich Margritte um die Zeichnung gebeten, war sie mir gegenüber sichtlich einsilbiger und zurückhaltender geworden, fast wie wenn sie es aus der Welt schaffen wollte, daß sie einmal ein ganz klein wenig aus sich herausgetreten war. Sie hatte mir auch das Blatt nach einigen Tagen dankend zurückgegeben; ich hatte es mit einer gewissen Enttäuschung am gleichen Abend wieder in sein Verwahrsam gelegt.

Und dann war am vergangenen Sonntag der Gräbenrieter Heinrich für eine halbe Stunde im Haus gewesen, von dem Konrad Fischberger vor Jahren einmal behauptet hatte, daß ihn die Margritte Stamm ein wenig gern sehe und er sie auch. Seit jener Zeit hatte der Gräbenrieter freilich mit der und jener vorübergehend angebanden, ohne sich jedoch, wie er sich ausdrückte, an die Halfter nehmen zu lassen.

Um meinen mißglückten Schwank schienen sich Margritte nicht im geringsten mehr zu kümmern, was mir im Anfang alle Lust benahm, weiter daran zu schaffen. Dennoch hatte ich ihn endlich nach manchem erfolglosen Anlauf zu einem leidlich befriedigenden Abschluß gebracht; das Fest war jetzt in den Händen des Lehrers Zimmermann — dessen Urteil ich täglich mit Spannung und Besorgnis entgegen sah.

Es war eine stattliche Schar von Schlittlern, die sich gegen acht Uhr abends mit Halloh und Jubel auf der gemächlich ansteigenden Waldstraße durch den Bürgerwald hinaufbewegte, immer vom gelbroten Vollmond begleitet, der es sich sehr angelegen sein ließ, von Zeit zu Zeit zwischen den dunkeln Tannenzwischen hindurch einen väterlich besorgten Blick auf das fröhliche Völklein zu werfen, um, wenn nötig, die Ausgelassensten daran zu erinnern, daß er auch da sei. Den vorderen, kleineren Schlitten zogen die Mädchen, vor den anderen hatten sich die Burschen gespannt; als Zuggelegenheit waren an den Deichselstangen lange Heuseile befestigt. Der Steffen-Ditto, der zum Schlittenmeister bestellt war, versicherte jedem, der sich mit der einseitigen Bespannung nicht recht abfinden wollte, er werde dann schon Schwung in das Zeug bringen; jetzt vorläufig müsse man sich erst ein wenig aneinander gewöhnen.

Einzig der Maitli-Christoffel hatte sich bereits in die Sachlage gefunden. Er schritt in würdiger Haltung neben dem Mädchengespann her, eine lange Hahelrute als Peitsche in der Hand und spielte sich als Fuhrmann auf. „Gü zämet Borne, hine hül!“ schwerenöterte und fuhrwerkte er ohne Auf-

hören und half, wenn es ihm nötig schien, mit der Peitsche nach, wobei allerdings zu erkennen war, daß in seinem Herzen die Menschenfreundlichkeit die Oberherrschaft hatte. Der „Zug“ sei gut, behauptete er; und wenn auch vielleicht ein Stillschlepp der Dummkoller darunter sei, — so lang er selber fahre, könne nichts passieren. Er passe nämlich auf. Solchen Säulen müsse man auf die Augen sehen, nicht auf die Ohren.

Es gab viel Scherz, Gelächter und Sin- und Herreden, bis man das erste Mal vom Wäldi-Boden aus waldab fahren konnte. Es waren auch einige „Wilde“ da, solche, die die Fahrt auf sogenannten Boßschlitten allein oder zu zweit machten.

Eine Zeitlang durften sich die Mitspielenden ihre Plätze auf den großen Schlitten nach Belieben selber wählen. Wenn sich zwei gern zusammentaten, hatte niemand etwas dagegen, doch setzten sich meistens Mädchen und Burtschen je auf eine besondere Seite, indem sie sich dabei mit den Rücken aneinander anlehnten; wegen der Bequemlichkeit und der Wärme halber könne man das gestatten, gab der Schlittenmeister entgegenkommend zu, denn er war auch nicht der letzte, der von dem Recht Gebrauch machte.

Ich bemerkte nur zu gut, daß der Gräberwintler Heinrich jedesmal auf Margritte Stamm acht gab und auf den ihr gegenüberstehenden Platz zu kommen trachtete. Er war eigentlich als Wilder ausgerückt, hatte aber seinen Boßschlitten schon nach der ersten Fahrt dem Spinner-Felix abgetreten mit der Bemerkung, es sei da einiger Stoff vorhanden, den er sich nicht entgehen lassen könne.

Abwechselungsweise wurden je zwei Burtschen der Reihe nach als Reichsführer bestimmt, denen dann die Aufgabe oblag, die Schlitten während der Fahrt zu lenken und in nicht allzu scharfen Gang kommen zu lassen; doch bei dem mächtigen Gefälle der Straße hatten sie eigentlich nur bei Biegungen etwelche Arbeit zu bewältigen.

Nachdem man sich eine gute Zeit auf diese Weise vergnügt hatte, machten sich nach und nach immer mehr Stimmen dafür geltend, daß man sich jetzt „erstellen“ wolle, das habe man bei früheren Schlittenfahrten jedesmal auch so gehalten. Der Schlittenmeister wollte sich ein bißchen wichtig machen und gab dem Drängen nicht sogleich nach. Aber ganz unversehens erscholl dann, als wir wieder einmal mit dem leeren Schlitten auf dem Wäldi-Boden angelangt waren, sein mächtiger Kommandoruf: „Antreten! — In zwei Reilen, wie es gemacht wird!“ Er hatte es im Militärdienst zum Wachmeister gebracht und bildete sich etwas auf seine Fertigkeit im Befehlen ein.

Wald standen sich Mädchen und Burtschen in zwei besonderen Reihen auf beiden Seiten der Straße gegenüber, jeder voll Erwartung, was für einen Fahrgegnossen ihm wohl der Zufall beigesellen würde. Denn es ging beim Platznehmen jetzt streng der Reihenfolge nach, immer kamen ein Burtsche und ein Mädchen als Paar zusammen; doch da man nie zum Voraus wußte, von welcher Seite der Schlittenmeister bei jeder der zwei Reihen zu zählen begann, so war es nicht anders als durch Betrug möglich, sich seinen Gefährten oder seine Gefährtin selber auszuwählen, und es gab immer das vergnüglichste Durcheinander. So kam zum Beispiel als erstes Paar der Maitli-Christoffel und die zierliche siebzehnjährige Dina Eckert zusammen. Er hätte ganz gut ihr Großvater sein können; dennoch gestand er, während er sich möglichst dicht neben das kleine schüchterne Ding hinsetzte und zur Bestätigung seiner vorübergehenden Rechte seine unförmliche Hand auf ihre schmale Schulter legte, sie wäre ihm durchaus nicht die letzte, wenn er überhaupt noch im Ernst an so etwas dachte. Nun, es komme jetzt eben auf die Abrede an. Sie werde auch wegen irgend etwas zur Schlittenfahrt gekommen sein.

„Bei Tag und Nacht und immer
Lieb' ich die Frauenzimmer!“

Bestätigte er mit schallender Stimme, während die Schlitten mit ihrer frohen Last talwärts glitten.

Es gab während der Einteilung der Paare so viel zu Lachen und zu Scherzen, daß es immer ziemlich lange dauerte, bis die Schlitten fahrtbereit waren. Gewöhnlich machten sich's die Ersteren absichtlich bequem und belegten möglichst viel Platz, so daß den zuletzt an die Reihe kommenden Burtschen nichts anderes übrig blieb, als ihre Schlitterinnen auf den Schoß zu nehmen. Manchem Mädchen war das recht, manchem nicht; es kam auch viel darauf an, wie es das Glück mit ihm gemeint hatte. An Enttäuschungen und kleinen Verdrießlichkeiten fehlte es nicht. Aber der Zufall konnte auch

Wunder tun und man traute ihm immer wieder aufs neue das Beste zu. Das von ihm vereinigte Paar gehörte jeweilen für so lange zusammen, bis die leeren Schlitten wieder fahrtbereit an der Abgangsstelle standen. Auch die Bergfahrt mußte, die Hände am Bugseil, gemeinschaftlich gemacht werden.

Der große Bürgerwald widerhallte vom Lärm und Gelächter der Schlittenleute, während der Mond sich in stillschweigendem Vertrauen auf unsere Wohlgezogenheit zeitweise ganz hinterm Walde verbarg. Der Maitli-Christoffel behauptete steif, daß er die letzten zweiundvierzig Sommer total vergessen und somit wieder in die jungen Jahre gekommen sei. Er hielt mit seinen derben und harmlosen Späßen die ganze Gesellschaft in Atem. Wiederholt legte er den Mädchen nahe, sie möchten sein runzeliges Gesicht nicht in Betracht ziehen, er sei dafür inwendig glatt.

(Schluß folgt.)

Auf Ceylon.

Von Hermann Basse.

Tagebuchblatt aus Kandy.

Es ist Abend; ich liege im Hotelzimmer. Seit einigen Tagen lebe ich von Rotwein und Opium, und mein Darm muß eine rasende Lebenskraft oder einen verzweifeltsten Todesmut besitzen, daß er trotz allem noch nicht Ruhe gibt. Zum Stehen und Gehen reicht heute abend der Mut und die Kraft nimmer recht; auch haben wir Regenzeit, und draußen liegt eine verregnete tiefschwarze Nacht, obwohl es kaum erst Abend wurde. Ich muß irgendwie von der augenblicklichen Gegenwart abstrahieren; so will ich denn zu notieren versuchen, was ich vor zwei Stunden gesehen habe.

Es war etwa sechs Uhr und schon fast Nacht; der Regen flog; ich war vom Bett aufgestanden und ausgegangen, schwach vom Liegen und Fasten und betäubt von den Opiaten, mit denen ich gegen die Dysenterie ankämpfte. Ohne viel Lieberlegung bog ich in der Finsternis in den Tempelweg ein und stand nach einer Weile überm dunklen Wasser am Eingang des alten Heiligtums, in welchem der schöne, lichte Buddhismus zu einer wahren Maritän von Göbendienst gebiehet ist, neben der auch der spanische Katholizismus noch geistig erscheint. Eine traumhaft dumpfe Musik scholl mir entgegen; hier und da knieten dunckle Weter tiefgebückt und murmelnd; ein süßer heftiger Blumenduft überfiel mich betäubend; durchs Tempeltor sah ich in düster-nächtliche Räume, in denen viele einzelne dünne Kerzen irrlüchtlig und verwirrend brannten.

Ein Führer hatte sich meiner sofort bemächtigt und schob mich vorwärts; zwei Jünglinge in weißen Kleidern, mit guten, sanft-äugigen Singhalesengesichtern eilten herbei, jeder mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, um mich führen zu helfen. Vorausschreitend beleuchteten sie eifrig, im Gehen tiefgebückt, jede kleinste Stufe und jeden Pfeilervorsprung, an den ich stoßen konnte, und benommenen Sinnes krieg ich in das Abenteuer hinein wie in eine arabische Märchen- und Schachhöhle.

Eine Messingschale ward mir vorgehalten und eine Eintrittsgabe für den Tempel gefordert; ich legte eine Rudie hinein und ging weiter, die Kerzenträger vor mir her. Weiße süßbustende Tempelblumen wurden mir geboten; ich nahm einige zu mir, gab dem Darbietenden Geld und legte die Blüten in verschiedenen Nischen und vor verschiedenen Bildern als Opfer nieder. Dem Führer folgend, während vor meinen Augen die Finsternis mit hundert kleinen goldenen Kerzenpunkten flammend tanzte, kam ich an kleinen steinernen Löwen und vielen Lotusblumenbildern, an geschnitten und bemalten Säulen und Pfeilern vorbei und eine dunkle Treppe empor und stand vor einem großen gläsernen Schrein; der war an den Scheiben und Stäben voll von Schmutz und innen voll von Buddhabiltern, von goldenen und messingenen, silbernen und eisenbeinernen, granitenen und hölzernen, alabasternen und edelsteingezierten, von Bildern aus dem nördlichen und südlichen Indien, aus Siam und aus Ceylon. In einem üppig ornamentierten Silberschrein aber sah still und fern und unendlich apart ein schöner alter Buddha, der war aus einem einzigen tiefen Kristall geschnitten, und das Kerzenlicht, das ich dahinter hielt, schien farbig durch seinen gläsernen Leib, und von allen diesen vielen Bildern des Vollendeten war dies kristallene das einzige, das ich nicht vergesse und das den schladenlosen Erlösten wahrhaft ausdrückt.

Hier und überall waren Priester, Tempeldiener und Handlanger in Menge da; Hände streckten sich mir entgegen, und feierliche messingene und silberne Schalen wurden mir allenthalben vorgehalten. Ich gab, um es kurz zu sagen, mehr als dreißig Trinkgelder. Doch tat ich dies, wie auch alle Fragen an die Priester, nur in einem unzulänglichen Traumzustand und Halbbewußtsein. Ich hatte keinerlei Achtung vor den miserablen Priestern, ich verachtete die Bilder und Schreine, das lächerliche Gold und Eisenbein, das Sandelholz und Silber, aber ich fühlte tief und mitteilend mit den guten, sanften indischen Völkern, die hier in Jahrhunderten eine herrliche reine Lehre zur Frage gemacht und dafür einen Riesenbau von hilfloser Gläubigkeit, von töricht herzlichen Gebeten

und Opfern, von rührend irrrender Menschlichkeit und Kindlichkeit errichtet haben. Den schwachen, blinden Rest der Buddhalehre, den sie in ihrer Einfalt verstehen konnten, den haben sie verehrt und gepflegt, geheiligt und geschmückt, dem haben sie Opfer gebracht und kostbare Bilder errichtet — was tun dagegen wir Kluger und geistigen Leute aus dem Westen, die wir dem Quell von Buddhas und von jeder Erkenntnis viel näher sind? —

Weiter ward ich an Altären und Säulen vorübergeschleppt. Da und dort glänzten Gold und Rubinen auf, mattes altes Silber in Menge, und neben dem phantastischen Reichtum dieser Tempelschätze war die Schädlichkeit der Diener und Priester, die Armut der Holzverschlüge und Glasfächchen, die bettelhafte Dürftigkeit der Beleuchtung ganz wunderbar anzusehen. Priester zeigten die alten heiligen Bücher des Tempels vor, die in Silber reich gebunden sind, und deren heilige Texte in Sanskrit und Pali sie vermutlich selber nicht mehr lesen können, und was sie selber gegen ein Trinkgeld auf Palmblätter schrieben, war kein schöner Spruch oder Name, sondern das Datum des Tages und der Ortsname; eine nüchterne, schätzbare Quittung.

Schließlich ward mir der Altarschein und das Verhältnis gezeigt, worin der heilige Zahn Buddhas verwahrt wird. Wir haben das alles in Europa auch; ich gab meinen Obolus hin und ging weiter. Der Buddhismus von Ceylon ist hübsch, um ihn zu photographieren und Feuilletons darüber zu schreiben; darüber hinaus ist er nichts als eine von den vielen rührenden, qualvoll grotesken Formen, in denen hilfloses Menschenleid seine Not und seinen Mangel an Geist und Stärke ausdrückt.

Und nun zerrten sie mich unterhebens in die Nacht hinaus; in der wüsten Dunkelheit strömte immerzu der heftige Regen, unter mir spiegelten die Kerzen der Jünglinge sich im heiligen Schilbrotentisch. Ach, es fehlt hier nicht an Heiligkeit und heiligen Dingen; aber jenem Buddha, der nicht aus Stein und Kristall und Marmor war, dem war alles heilig, dem war alles Gott!

Man zog und schob mich, der ich in der Dunkelheit mich blind fühlte und willenlos mitließ, in Eile über einige Treppenstufen und über nasses Gras hinweg ins Freie, wo plötzlich als rotes Viereck in der Nacht die erleuchtete Türöffnung eines zweiten, kleineren Tempels vor uns stand. Ich trat ein, opferte Blumen, ward zu einer inneren Tür gedrängt und sah plötzlich erschreckend nahe vor mir einen großen liegenden Buddha in der Wand, achtzehn Fuß lang, aus Granit und grell mit Rot und Gelb bemalt. Wunderlich, wie noch aus der glatten Leere all dieser Figuren ihre herrliche Idee hervorstrahlte, die fastenlos heitere Blüte im Angesicht des Dollenbeten.

Nun waren wir fertig; ich stand wieder im Regen und sollte noch den Führer, die Kerzenträger und den Priester des kleineren Tempels bezahlen; aber ich hatte all mein Geld weggegeben und sah nun, auf die Uhr blickend, mit Befremdung, daß diese ganze nächtliche Tempelreise nur zwanzig Minuten gedauert hatte. Rasch lief ich zum Hotel zurück, hinter mir im Regen die kleine Schar meiner Gläubiger vom Tempel. Ich erhob Geld an der Hotellasse und teilte es aus; es verneigte sich vor seiner Macht der Priester, der Führer, der erste und der zweite Kerzenjüngling, und frohlockend stieg ich die vielen Treppen zu meinem Zimmer hinauf.

Bedrotallagalla.

Am in der Stille einen schönen und würdigen Abschied von Indien zu feiern, stieg ich an einem der letzten Tage vor der Abreise allein in einer kühlen Regenmorgenfrische auf den höchsten Berggipfel von Ceylon, den Bedrotallagalla. In englischen Fuß ausgedrückt Klingt seine Höhe sehr respektabel, in Wirklichkeit sind es wenig über zweieinhalbtausend Meter, und die Besteigung ist ein Spaziergang.

Das kühle grüne Hochtal von Nurelia lag silbrig in einem leichten Morgenregen, typisch englisch-indisch mit seinen Wellblechdächern und seinen verschwenderisch großen Tennis- und Golfgründen; die Singhalesen lauften sich vor ihren Hütten oder saßen frohlockend in wollene Kopftücher gewickelt; die schwarzwaldähnliche Landschaft lag leblos und verhallt. Außer wenigen Vögeln sah ich lange Zeit kein Leben als in einer Gartenhecke ein feistes, giftig grünes Chamäleon, dessen kosthafte Bewegungen beim Insektenfang ich lange beobachtete.

Der Pfad begann in einer kleinen Schlucht emporzusteigen, die paar Dächer verschwand, ein starker Bach brauste unter mir hin. Eng und steil stieg der Weg eine gute Stunde lang gleichmäßig bergauf, durch dürrer Buschdickicht und lästige Rindenschwämme, nur selten ward an Wegbiegungen die Aussicht frei und zeigte immer das selbe hübsche, etwas langweilige Tal mit dem kleinen See und den Hoteldächern. Der Regen hörte allmählich auf, der kühle Wind schlief ein, und hin und wieder kam für Minuten die Sonne heraus.

Ich hatte den Vorberg erstiegen; der Weg führte eben weiter über elastisches Moor und mehrere schöne Bergbäche. Hier stehen die Alpenrosen üppiger als daheim, in dreimal mannshohen starken Büschen, und ein silbriges, pelzig weiß blühendes Kraut erinnerte sehr an Edelweiß; ich fand viele von unsern heimatischen Waldblumen, aber alle felsam vergrößert und gesteigert und alle von alpinem Charakter. Die Bäume aber kümmern sich hier um keine Baumgrenze und wachsen kräftig und laubreich bis in die letzten Höhen hinauf.

Ich näherte mich der letzten Bergstufe; der Weg begann rasch

wieder zu steigen; bald war ich wieder von Wald umgeben, von einem sonderbar toten, verzauberten Wald, wo schlängelhaft gebundene Stämme und Äste mich blind mit langen, dicken, weißlichen Moosbärten anstarrten; ein nasser, bitterer Raub- und Nebelgeruch hing dazwischen.

Das war alles ganz schön, aber es war nicht eigentlich das, was ich mir heimlich ausgedacht hatte, und ich fürchtete schon, es möchte zu manchen indischen Enttäuschungen heute noch eine neue kommen. Indessen nahm der Wald ein Ende, ich trat warm und etwas atemlos auf ein graues ossianisches Heidefeld hinaus und sah den lahlen Gipfel mit einer kleinen Steinpyramide nahe vor mir. Ein harter, kalter Wind drang auf mich ein; ich nahm den Mantel um und stieg langsam die letzten hundert Schritte hinan.

Was ich da oben sah, war vielleicht nichts typisch Indisches; aber es war der größte und reinste Einbruch, den ich von ganz Ceylon mitnahm. Soeben hatte der Wind das ganze weite Tal von Nurelia flargefegt; ich sah tiefblau und riesig das ganze Hochgebirge von Ceylon in mächtigen Wällen aufgebaut, inmitten die schöne Pyramide des uraltheiligen Adams-Pil. Daneben in unendlicher Ferne und Tiefe lag blau und glatt das Meer, dazwischen tausend Berge, weite Täler, schmale Schluchten, Ströme und Wasserfälle, mit unzählbaren Falten die ganze gebirgige Insel, auf der die alten Sagen das Paradies gefunden haben. Tief unter mir zogen und donnerten mächtige Wolkenzüge über einzelne Täler hin, hinter mir rauchte quielender Wolkenebel aus schwarzblauen Tiefen, über alles weg blies rauh der kalte tausende Bergwind. Und Nähe und Weite stand in der feuchten Luft verflärt und tief gefärbt in söhnligen Farbenschemeln, als wäre dieses Land wirklich das Paradies, und als stiege eben jetzt von seinem blauen, unwohnten Berge groß und stark der erste Mensch in die Täler nieder.

Diese große Urlandschaft sprach stärker zu mir als alles, was ich sonst von Indien gesehen habe. Die Palmen und die Paradiesvögel, die Reisfelder und die Terrassen der reichen Küstenstädte, die von Fruchtbarkeit dampfenden Täler der tropischen Niederungen, das alles, und selbst der Urwald, war schön und zauberhaft, aber es war mir immer fremd und merkwürdig, niemals ganz nah und ganz zu eigen. Erst hier oben in der kalten Luft und dem Wolkengebräu der rauhen Höhe wurde mir völlig klar, wie ganz unser Wesen und unsere nördliche Kultur in rauhern und ärmeren Ländern wurzeln. Wir kommen voll Sehnsucht nach dem Süden und Osten, von dunkler, dankbarer Heimatsahnung getrieben, und wir finden hier das Paradies, die Fülle und reiche Leppigkeit aller natürlichen Gaben, wir finden die schlichten, einfachen, kindlichen Menschen des Paradieses. Aber wir selbst sind anders, wir sind hier fremd und ohne Bürgerrecht, wir haben längst das Paradies verloren, und das neue, das wir haben und bauen wollen, ist nicht am Äquator und an den warmen Meeren des Ostens zu finden, das liegt in uns und in unserer eigenen nordländischen Zukunft.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Was ist Talmi? „Das ist doch nur Talmi,“ hört man häufig sagen, und der „Talmikavalier“, die „Talmidame“ und viele andere „Talmidinger“ mehr sind heute jedem geläufig. Daß der Name ursprünglich die Bezeichnung für eine Goldimitation ist, wird wohl auch jeder wissen. Aber darüber hinaus wird die Kenntnis der meisten nicht gehen. Der Name für die Goldimitation, die bekanntlich eine mit einer dünnen Goldschicht überwalzte Kupfer- und Zinnlegierung ist, ist vom Namen des Pariser Erfinders Tallois abgeleitet. Die Bezeichnung Talmi rührt nun von einer falschen Zusammenziehung der seinerzeit für das neue Produkt üblichen Handelsabkürzung: „Tal-mi-or“, wie Alfred Schirmer in der „Zeitschrift für die deutsche Wortforschung“ anführt. Tal-mi-or bedeutet so viel wie „Tallois'sches Halbgold“. Der übertragene Gebrauch in Deutschland, den die Bezeichnung Talmi findet, geht schon auf die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. So sagt D. Glagau in seinem, aus älteren „Gartenlauben“-Artikeln hervorgegangenen, im Jahre 1876 erschienenen Buche: „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin“: „Auch dieser Talmi-Abel wird von der Gesellschaft respektiert und bewundert.“ Auch in Spielhagens Roman „Sturmflut“, der im Jahre 1877 erschien, findet sich im zweiten Teile ein Satz: „Der Adel einiger Barone und Baroninnen, die wiederum der gnädigen Frau ein wenig „Talmi“ erscheinen dürfte.“ Seit den neunziger Jahren ward dann der Ausdruck „Talmi“ zu einem allgemeinen Stichwort für allerlei unedles und halbklügeres Wesen. Seit jener Zeit sind auch die Zusammenlegungen mit diesem Worte besonders beliebt. So spricht Schmidt-Cabanis (Auf der Bazillen-Schan) vom „Talmi“-Mittelalter. Auch der Talmi-Republikaner kann schon in jener Zeit belegt werden. Heute ist das Wort Gemeingut aller geworden.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Chemie des Spargels. Die chemische Untersuchung von Pflanzenstoffen ist eine so umfangreiche und schwierige Aufgabe, daß sie noch längst nicht für alle Nutzpflanzen oder auch nur für ihre wichtigsten Vertreter hinreichend gelöst ist. Die Wiederholung der Analysen fördert häufig Überraschungen zu-

tage. Das lehren auch neue Arbeiten über die Chemie des Spargels. Dieser gehört zur Familie der Liliengewächse und ist daher ein Verwandter des gewöhnlichen Lauchs, des Knoblauchs und der Zwiebel. Man sollte daher erwarten, daß diese vier Pflanzenarten eine in gewissem Grade ähnliche Zusammensetzung besitzen. Der Spargel aber unterscheidet sich wesentlich von seinen Vettern, indem er nicht wie diese durch einen auffälligen Gehalt eines schwefelhaltigen Oels ausgezeichnet ist. Zum wenigsten ist ein solcher für den Geschmack und Geruch längst nicht so hervortretend wie bei der rohen Zwiebel. Die Verwandtschaft zeigt sich aber auch in diesem Punkt, wenn man zarte Spargelschößlinge mehrere Tage in Wasser legt. Dann entwickeln sie bald einen ausgesprochenen Zwiebelgeruch, der nach einiger Zeit geradezu aufdringlich wird. Auch die Chemie hat nun durch Behandlung des Spargels mit Aether ein Öl dargestellt, das nachweislich Schwefel enthält, und es ist wahrscheinlich, daß gerade dieser Verbindung die Wirkung zuzuschreiben ist, die der Nierenausscheidung nach dem Spargelgenuß den allbekanntesten eigentümlichen Geruch verleiht. Früher wurde dieser Umstand aus dem Einfluß des eigentümlichen Spargelfaftes erklärt, der nach dem Namen der Pflanze selbst als Asparagin bezeichnet wird. Der Nährwert des Spargels wird noch jetzt gewöhnlich zu hoch veranschlagt, zumal die in ihm verborgenen Nährstoffe schon durch kaltes Wasser, noch mehr aber beim Kochen herausgezogen werden. Ein frischer Spargel besteht zu neun Zehnteln aus Wasser und nur zu einem Zehntel aus festen Stoffen, und von diesen lösen sich in kaltem Wasser 70, in kochendem sogar 80 Proz. auf. Der Hauptwert des Spargels besteht also in seinem Geschmack und darin, daß er dem Menschen eine erhebliche Nahrungsaufnahme vorkäufelt und ihn daran hindert, sich zu überfüttern. Um den Spargel auszunutzen, sollte man daran denken, daß zu dessen Kochen benutzte Wasser nicht fortzugießen, sondern als Suppe zu benutzen.

Aus dem Pflanzenreich.

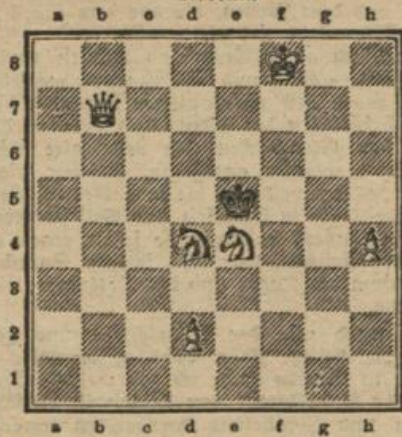
Pflanzen der Heimat. Mit der unbestritten sehr großen Zahl der Pflanzen- und Blumenfreunde steht die Tatsache, daß — wenigstens die älteren Generationen — meist nur mit Schrecken an den botanischen Unterricht in ihrer Schulzeit zurückdenken, in einem schreienden Widerspruch. Seit einiger Zeit ist das besser geworden; an die Stelle der Herbarien sind lebende Pflanzen, Schulgärten und Ausflüge ins Freie getreten, und gleichzeitig ist in der Unterrichtsliteratur jene Richtung herrschend geworden, die den Schülern Pflanzen und Tiere als lebende Wesen nahe zu bringen sucht. Die gleiche Richtung bringt auf dem Gebiet der botanischen und zoologischen Literatur „für das Volk“ fortgesetzt wahre Bücherfluten hervor. Es ist meist wenig Weizen in dieser Spreu. Viele Verfasser, die es gewohnt haben, können dem Drange, die Schleusen ihres Wissens zu ziehen, nicht widerstehen. Sie geben eine Menge Pflanzennamen zum besten und verlieren dadurch den Raum, eine viel kleinere Auswahl so gut zu beschreiben, daß der Laie einen Nutzen davon hat. Es ist schon ein hohes Lob, daß das Buch „Pflanzen der Heimat“ von Schmeil und Fittschen (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig; Preis gebunden 5,40 M.) von dem Fehler des Vielzweilens völlig frei ist. Hier ist ein gutes Prinzip streng durchgeführt: auf der linken Seite die Beschreibung einer Pflanze, die gerade diese Seite füllt, und ihr gegenüber, auf jeder rechten Seite, das Bild der behandelten Pflanze. Die Beschreibungen sind im besten Sinne biologisch, d. h. sie zählen dem Leser nicht vor, daß die Pflanze so und soviel Staubgefäße besitzt und daher in die soundsovielte Klasse des (für die Schule geradezu verdecklichen) Vinnéschen Systems gehöre, sondern sie schildern in erster Linie, wie sie lebt und wie sie in den Hauptzügen aussieht. Die Sprache ist klar, und die farbigen Bilder sind gut, zum Teil sogar sehr gut. Fast alle behandelten und abgebildeten Pflanzen (etwa 90) sind in Deutschland häufig anzutreffen und die allermeisten von ihnen auch im Flachlande und in der Umgebung von Berlin allgemein verbreitet. Mit Hilfe dieses Buches, dessen Anschaffung allen Volks- und Schulbibliotheken empfohlen werden kann, kann sich jedermann die Kenntnis einer Anzahl von Pflanzen, ihres Lebens und Blütenbaues verschaffen und damit einen kleinen, aber sicheren Grundstock botanischen Wissens, ohne jemals mit der Langeweile des alten botanischen Unterrichts kämpfen zu müssen.

Pflanzen der Heimat behandelt auch Höck in dem Buche „Unsere Frühlingspflanzen“ (Verlag W. G. Teubner in Leipzig; Preis gebunden 3 M.). Es ist für „jüngere und mittlere Schüler“ berechnet, kann aber auch solchen Pflanzenfreunden aus dem Volke empfohlen werden, die bereits eine Anzahl Pflanzen kennen und gern darin weiter kommen wollen. Für den ersten Anfänger ist es weniger geeignet.

Bei der großen Rolle, die die Seen in der Umgebung Berlins einnehmen, sei schließlich noch des „Kosmos“-Bändchens von Dr. Koefsch: „Der blühende See“ (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; Preis 1 M.) gedacht. Was an unseren Seeufer und im Wasser selbst an Blütenpflanzen bei uns wächst, das ist fast alles hier abgebildet und in einer nichts weniger als langweiligen, zum Teil sogar etwas übermütigen Sprache behandelt. Allen Seeuferwanderern und Kahnpartiesliebhabern zu empfehlen, die nicht blind durch die Wunderwelt ihres Reiches gehen oder rubern wollen.

Schach.

Unter Leitung von S. Klavin.
Liberali.



2+ (91-98 7)

Eröffnung Caro-Kann.

Attakinstl. Defendarow.

1. e2-e4 c7-c6

Der theoretische Sinn dieser nicht ganz seltenen Eröffnung soll insofern die „Französische Partie“ (1. e6!) verbessern (?), als der Zertzug ebenfalls d7-d5 vorbereitet, jedoch ohne Einschränkung des Lc8. Der Rechenfehler besteht aber darin, daß Lc8 trotz der offenen Diagonale c8-h3 doch keine günstige Entwicklungsgelegenheit findet, wie aus nachstehendem ersichtlich:

2. d2-d4 d7-d5

3. e4-e5!

Bei der „Französischen“ Vertreibung wäre der Zertzug bekanntlich nahezu ein Fehler. (1. e4, e6!; 2. d4, d5; 3. e5?, c5! z.) Hier ist er sehr gut angängig.

Mit 3. o×d5, c×d5; 4. Ld3, Sf6; 5. h3 zc erlangt Weiß ebenfalls ein gutes Spiel, ohne daß Lc8 zur Entwicklung auf der Diagonale c8-h3 gelangen könnte. Der Zertzug engt aber mehr ein. (Wunder klar ist die häufig angenommene Fortsetzung: 3. Sc3, d×e4; 4. S×e4, Sf6; 5. S×Sf, o×f5 zc, bei der Schwarz keine Entwicklungsschwierigkeiten hätte.)

3. Lc8-f5

3. c5; 4. dc, Da5f (sonst ist nicht ersichtlich, wie Schwarz den Bauer zurückgewinnen könnte); 5. c3, D×c5; 6. Lc3 zc. Ist nur für Weiß günstig.

Verhältnismäßig am besten ist vielleicht die nachträgliche Einstellung mit 3. e6 in „Französisch“ (was aber wegen des inzwischen eingedehnten Tempos die Eröffnung augenscheinlich minderwertig machen würde).

Der Zertzug ist der allgemein übliche, weil nur er die Eröffnung eventuell rechtfertigen könnte.

4. g2-g4

Im allgemeinen sind derartige Forderungen der Rochadebauern zwar meistens sehr riskant, aber, wenn sie mit direktem Angriff auf eine Stellung von zweifelhafter Entwicklung des Gegners wie hier geschehen, sind sie mitunter entschuldigend.

Auch mit 4. Ld3 erlangt Weiß ein gutes Spiel.

4. Lf5-g6

In Betracht käme 4. Ld7; 5. Le3, Db6; 6. b3, e6; 7. f4, e5; 8. c3, cd; 9. od, Ld4; 10. Kf2 zc. Aber auch diese Art von „Französisch“ mit einem Tempo weniger kann die Eröffnung nicht rechtfertigen.

5. h2-h4 h7-h5

Bei 5. h6?; 5. h5, Lh7; 6. e6!, fo; 7. Ld3, Sf6; 8. L×L, T×L; 9. Dd3 nebst event. Dg6f zc. ist Schwarz vollständig gelähmt.

6. g4-g5 e7-e6

7. Sg1-h3 Lg6-f5

In Betracht kam 7. e5?

8. Sf4, Le4; 9. f3, Lf5 zc.

(Wie man sieht, ist die Grundidee der Eröffnung, die darin besteht, „Französisch“ mit entwickeltem Lc8 zu spielen, nur mit schwerwiegenden Tempoverlusten durchführbar.)

8. Sh3-f4 g7-g6

9. Lf1-g2 Sb8-a6

Auf 9. c5 folgt 10. o4!

10. 0-0 Sa6-b4

11. Sb1-a3 c6-c5

12. c2-c3 Sb4-c6

(Schwarz ist nun zur Ausführung der Idee der Eröffnung gekommen. Er hat den bekannnten Angriff der „Französischen“ Partie und ein Lc8 ist entwickelt. Dafür hat er aber 5 Tempi (!) weniger und eine un-reparierbare Schwäche des Feldes f3.

13. c3-c4 d5×c4

14. d4-d5 Sc6×e5

15. Dd1-a4f Dd8-d7

16. Sa3-b5

Droht Sc7f. Weiß bringt nun seine Bauernopfer reichlich ein.

16. Ta8-c8

17. d5×e6 f7×e6

Auf 17. L×e6 folgt 18. Td1, Sd3; 19. S×L nebst event. D×c4.

18. Tf1-d1 Lf5-d3

18. Sd3; 19. D×c4 mit Figurengewinn.

19. Sf4×d3

Auch S×e6! genügt.

19. c4×d3

20. Le1-f4 Se5-c6

Auf 20. Lg7 folgt 21. Sd6f, Sc6-d4?

22. Lf4-e5 Th8-h7

23. Sb5×a7 Tc8-a8

24. Le5×d4 c5×d4

25. Td1×d3 Ta8×a7

26. Td3×d4

Nun ist guter Rat teuer! Auf

26. Ld6; 27. Td1, Ta8;

28. Dd3, Ke7; 29. D×g6 zc. ist die Partie auch hin.

26. Dd7-o7

27. Dc4-b5f Ke8-e8

27. Td7; 28. Td1, b6;

29. Lc6 zc.

28. Ta1-d1 b7-b6

29. Lg2-c6 Dc7-c8

30. Td4-d7 Ta7×d7

31. Td1×d7f Dc8×d7

32. Lc6×d7 Ke7-d8

33. Db5×b6f Kd8×d7

34. Db6-b7f Aufgegeben.